

«Jetzt wollen wir nochmals leben»

Nein, diese Zeit, sie kommt nicht wieder – und ist in ihm doch immer da.

«Denn in Afrika bin ich zu dem geworden, der ich sein wollte.»

Begegnung mit Herbert Aschwanden, Philanthrop und Philosoph in
Arztgestalt, in seinem «schüüchen Eggli».

Marcel Marti, Leiter Politik und Kommunikation / stv. Geschäftsführer vsao

Er ist reich. Sehr reich. So reich, dass der Platz nicht ausreicht, um hier alles aufzuzählen, was er besitzt. Unzählige Erinnerungen und Erfahrungen nämlich, die sich zwar in 87 Lebensjahren unweigerlich anhäufen, die aber in seinem Fall in Vielfalt und Tiefe eine solche Zeitspanne weit überschreiten. Was an den insgesamt 32 Jahren liegt, die er in Südafrika und im Süden Rhodesiens (heute Simbabwe) verbracht hat. Die so wichtig waren und blieben, dass er Sätze sagt wie «Wenn ich wählen könnte, ginge ich zurück in den Busch.» Oder «Mein Weg heute wäre wieder genau derselbe.»

Wo also anfangen, wo aufhören, wenn man sich mit Herbert Aschwanden und seiner Biographie auseinandersetzt? Der Versuch einer Annäherung – mit Start in der Gegenwart.

Wenn Du auf Dein Leben zurückschaust, Herbert: Als was siehst Du Dich?

Als Mensch, der eine Mission hatte, die er am besten in der Rolle des Arztes leben konnte.

Was war Deine Mission?

Meine Jugend in der Ostschweiz war von materieller Not und unserer zerrütteten Familie geprägt. Ich litt darunter, meiner Mutter im Leid durch ihre Ehe nicht beistehen zu können. Zugleich formte mich ihr Katholizismus zu einem tiefgläubigen Jüngling. Durch beides glaubte ich meine



«Das Böse hat wirklich keine andere Macht als die Ohnmacht des Guten»: Herbert Aschwandens Leitspruch bei seinem langjährigen ärztlichen Einsatz im südlichen Afrika.

von Gott gewollte Berufung zu erkennen: anderen zu helfen. Und dieser Wunsch ging schliesslich in Erfüllung.

Der Weg zum Ziel entpuppte sich allerdings als gewunden und dornenvoll. Er führte über einen ersten gescheiterten Anlauf im Appenzeller Kapuziner-Gymnasium zu einer Hilfsarbeiterstellung bei einem Winterthurer Siebdrucker. Nächste Station Frauenfeld: Schiffbruch bei der Aufnahmeprüfung für die Kantonsschule. Dafür gleich gegenüber Beginn einer Handlangerkarriere auf dem Bau. Parallel dazu glückt der Sprung an die Pallottinerschule in Ebikon. «Wir waren alles ehemalige Berufsleute mit der Absicht, die Matura nachzuholen.» Dann weiter mit der Kantonsschule in Luzern – und endlich das begehrte Papier! Ein Studium rückte in Griffnähe ...

Du hast Dich für Medizin entschieden. Wäre Priester nicht naheliegender gewesen?

Das stimmt, und das wollte ich zunächst auch, weil ich im Priestertum die Chance sah, meinen Idealismus zu verwirklichen. Nach zwei Jahren begann meine Überzeugung jedoch zu bröckeln. Der Grund war meine Sehnsucht, später zu heiraten. So fand ich den Priesterberuf schliesslich eine unmögliche Lösung. Stattdessen gelobte ich mir, Arzt zu werden und mich voll und ganz für die Kranken in der Dritten Welt einzusetzen. Dieses neue Ideal machte mich frei und glücklich.

Im Herbst 1954 fing Herbert Aschwanden also sein Medizinstudium an der Universität Zürich an. Dafür musste er zwei grosse Hürden nehmen: die erste war die rein naturwissenschaftliche Vorprüfung und die zweite die Prüfung zu Anatomie und Physiologie. Er meisterte sie – die Weichen für alles Weitere waren gestellt. Auch durch Rita.

Erzähl mir von Deiner Frau.

Sie ist eine Cousine von mir, die aus sehr ähnlichen Verhältnissen stammt wie ich. Unsere erste Begegnung bei meiner Mutter verlief spröde, kühl. Trotzdem sahen wir uns ab und zu bei Verwandten. Und mit der Zeit zu zweit. Die Liebe keimte langsam und erst so richtig, als wir feststellten, wie sehr sich unsere Lebensziele deckten. Ruth wäre gerne Ärztin geworden, was zu jener Zeit nicht ging. Sie hatte deshalb eine Ausbildung zur Sekretärin gemacht und anschliessend – da waren wir schon ein Paar – noch eine zur Arztgehilfin. Während ich studierte, arbeitete sie in einer Zürcher Arztpraxis.

Rita hat mich zurechtgebogen. Ohne sie wäre ich wegen meiner traurigen Vergangenheit irgendwann abgestürzt. Und ohne sie hätte ich nichts von dem geschafft, was ich erreichen wollte.

Wie muss man sich Deine Situation während des Studiums vorstellen?

In den ersten Jahren habe ich noch jeden Sommer im Strassenbau gearbeitet, um meinen Lebensunterhalt zu finanzieren. Nach einem halbjährigen Praktikum im Spital in Lachen SZ konnte ich ein weiteres halbes Jahr Vertretungen in Arztpraxen auf dem Land übernehmen. Das so verdiente Geld brachte mir bis zum Staatsexamen 1962 grosse Erleichterungen.

Und nun Afrika!

Das dachten wir auch, ja. Rita und ich stiessen auf ein Inserat: Eine Missionsgesellschaft suchte einen Arzt für ein Spital in Südafrika. Ich nahm Kontakt auf; das Interesse war gegenseitig. Ich schrieb dem Chefarzt, einem Zürcher, dass ich mich gerne verpflichte, sofern ich eine Ausbildung in Chirurgie erhalte. Ich fand es sinnvoller, in einem Spital in Afrika zu arbeiten und für die Kranken da zu sein als fünf Jahre lang in der Schweiz, wo es genügend Ärzte gab, auf den Facharztstitel zu warten. Titel sagten mir nichts – ich wollte mir lieber in der Praxis ein solides Können erwerben.

Aber es gab noch ein Problem: Der südafrikanische Staat wollte Herbert Aschwanden ohne Dokortitel nicht als Arzt anerkennen. Gut, das liess sich mit einer rund 20-seitigen Dissertation mit dem Titel «Elf Fälle von malignem Papillom der Schilddrüse» lösen. Und noch ein Problem: Sein Gastland verlangte ein einjähriges Praktikum, damit er als Mediziner arbeiten durfte. Dieses Jahr verbrachten die jungen Eheleute – sie hatten 1961 geheiratet – im St. Galler Landspital Wattwil.

Und nun Wattwil!

Eine gute Zeit und schöne Arbeit! Keine Spezialistenmedizin, dafür von allen Fachrichtungen etwas. Mein Lohn betrug 1200 Franken im Monat, der von Rita als Krankenschwester 250 Franken. So konnten wir uns die Auswanderung nach Südafrika mühsam zusammensparen.

Wie stand es damals um die Arbeitsbelastung?

Ich stand fast rund um die Uhr im Dienst. Freizeit gab es, wenn überhaupt, nur am Wochenende. Man kannte nichts anderes

und nahm es, wie es kam. Da wir im Personalhaus wohnten, war die Bindung an den Arbeitsort natürlich noch stärker.

Dann endlich, im Juli 1963, war es so weit: Den Zweijahresvertrag mit dem calvinistischen Verein der «Mission Suisse dans l’Afrique du Sud» in der Tasche, ging es auf zum Masana-Spital, 100 Kilometer nördlich der Provinzhauptstadt Nelspruit (heute Mbombela).

Du hattest dem Chefarzt geschrieben, dass Du Chirurg werden möchtest. Wie sah Deine Ausbildung aus?

Es war ganz einfach – und manchmal komisch. Am vierten Tag der erste Kaiserschnitt, und er zeigte mir, was zu tun war. Kurz danach musste ich es bereits selbst machen. So lief das. Mit der Zeit wurden Augenkrankheiten zu meiner Spezialität, vor allem Katarakte. Viele Operationen machte ich mit dem Chef zusammen, der einmal im Monat von Nelspruit zu uns kam. Das Verhältnis zwischen uns war etwas «Englisch»: herzlich, leicht reserviert und nicht per Du.

Weniger gut gestaltete sich das Verhältnis von Herbert und Rita Aschwanden zu anderen Weissen. Weil sie das Apartheidssystem und den oft mit Frömmigkeit übertünchten Rassismus ablehnten und schwarze Angestellte im Spitalalltag nicht nur gleichberechtigt behandelten, sondern auch Freundschaften zu ihnen pflegten, mehrten sich die Konflikte. Samt Drohungen. Deshalb siedelte die Familie mit der ersten Tochter 1965 in den Süden Rhodesien um. Neue Heimat wurde das Musiso-Spital der katholischen St. Anthony’s Mission, geleitet von den Bethlehem-Patres aus Immensee SZ.

«Dort hatte ich jetzt die alleinige Verantwortung. Was umgekehrt bedeutete, dass ich als Arzt auf mich selbst gestellt war.» Jede Art von Medizin sei gefordert gewesen. Als hilfreich erwiesen sich jedoch besonders seine noch in der Schweiz erworbenen Kenntnisse zu Tropenkrankheiten wie Schistosomiasis, Amöbiasis und Malaria.

1971 die nächste Zäsur: Heimkehr in die Schweiz, weil es Probleme bei der Einschulung der ältesten Tochter gab und der Aufstand der Bevölkerung gegen die britische Kolonialmacht begann. Rita organisierte alles, und alles bedeutete: Neustart als Hausarzt in Stein am Rhein SH.

18 Jahre später – die fünf eigenen Kinder waren nun flügge und die beiden schwarzen Pflegekinder ohnehin in Afrika geblieben – reisten die Eheleute nach Sim-



Der Ostschweizer – damals schon über 70 – bei der Arbeit im Spital in Simbabwe. «In Afrika erlebt man eine Lebensfreude und Mitmenschlichkeit, die mich bis heute fasziniert.»

Simbabwe zurück: ins Matibi-Spital, das ebenfalls im Süden des Landes liegt.

In Stein am Rhein allgemeines Kopfschütteln.

Man hat Euren Entschluss nicht verstanden?

Nein, viele konnten das nicht nachvollziehen. Wir hätten doch ein schönes Haus, eine Familie, verdienten gut. Das alles aufgeben – wieso denn? Ritas Antwort irritierte die Leute erst recht: «Weil wir nochmals leben wollen.»

Was nach einer Erklärung ruft ...

Schau, man muss Afrika erlebt haben. Im tiefsten Busch erlebst Du trotz des Elends um Dich herum eine Lebensfreude und Mitmenschlichkeit, die in unserer Kultur nicht mehr möglich ist. Das hat mich fasziniert. Ich fühlte mich nie ganz wohl in der Schweiz, bei aller Dankbarkeit, hier geboren zu sein und hier leben zu dürfen. Es ist ein Paradies, das ich bewundere, zum Beispiel für sein politisches System. Das ist die eine Seite. Doch es gibt auch die andere: Es ist alles da, und die Leute sind trotzdem unzufrieden. Ich finde, wir verdienen solchen Reichtum nicht, wenn wir nicht mehr davon teilen.

Man könnte Dir entgegenhalten, dass Du zwar mit Deiner Arbeit in der Dritten Welt im Kleinen unglaublich viel Gutes getan hast. Das Elend im Grossen aber ist geblieben. Und vielleicht trägt die humanitäre Hilfe zur Fortdauer von Ungerechtigkeit und Ausbeutung der Armen bei, weil sie die prekäre Lage stabilisiert.

Meine Arbeit hatte stets zwei Aspekte, die leider gleich wichtig und untrennbar miteinander verbunden waren: zum einen der tagtägliche Einsatz im Spital, bei Hungersnöten und für Waisenkinder, zum andern der oft zerstörerische Einfluss von aussen. Also die Apartheid, Belästigungen durch Behörden, kirchliche Machtgelüste und vieles mehr, das einem das Helfen erschwerte. Ich konnte es nicht ändern und musste lernen, damit umzugehen. Aber ich sagte mir, in meinem Lebensraum und mit meinen Möglichkeiten gestalte ich es so, wie ich will. Dabei hat mir ein Zitat von Gertrud von le Fort geholfen: «Das Böse hat wirklich keine andere Macht als die Ohnmacht des Guten.»

Dieser Spruch steht auf einem von vielen Zetteln in seinem Büro. Dieses wiederum bezeichnet er als sein «schüüchs Eggli», seinen Rückzugsort im kleinen Stöckli ausserhalb von Bischofszell TG. Dort wohnt er mit Rita und der ältesten Tochter neben einem Bauernhof. In bescheidenen Verhältnissen und zur Miete. Im «schüüchen Eggli» ist er gerne für sich. Die Morgen verbringt er hinter Büchern oder am Computer, sinniert über seine Lebensthemen und bringt seine Gedanken zu Papier (siehe Kasten).

Das Stöckli wurde zu seinem Zuhause, als er 2013, mit 80 Jahren, in die Schweiz zurückkehrte. Ausgelaugt, krank, abgemagert. Sein definitives Zuhause: Das Kapitel Afrika ist abgeschlossen. Nur einige wenige Fotos an der Wand verweisen dezent auf den Schwarzen Kontinent. «Der Abschied fiel mir schwer, der Neuanfang hier ebenfalls. Doch man muss seine Grenzen anerkennen.»

Beim letzten Satz muss man zweimal hinhören. So wie beim Wort «schüüch». Beides passt nicht zum Eindruck, den Herbert Aschwanden vermittelt. Man realisiert rasch, dass er eine starke Persönlichkeit ist, die früh selbständig werden musste, um sich durchzusetzen. Dass er wohl eine unbändige Energie hatte. Auch jetzt, im hohen Alter, wirkt er agil, erledigt mit seinem alten Opel Besorgungen und geht täglich länger spazieren. Die Zigarette nach den Mahlzeiten gehört genauso zu den Ritualen. Auf Fragen antwortet er überlegt, will präzise sein. Neugierig-freundlich und mit wachem Blick forscht er zwischendurch das Gegenüber aus, offen und interessiert seine Reaktion auf das, was er hört. Wenn er es hört: Das Gehör habe nachgelassen, sein Kurzzeitgedächtnis, nun ja, auch das.

Die zweitletzte Frage schliesst den Kreis zur ersten. Wenn Du auf Dein Leben zurückschaust, Herbert: Was bleibt?

Eines Tages sicher etwas Asche. Ich habe meine Arbeit gemacht, konnte helfen und Menschen glücklich machen. Das wiederum hat mich mit Glück erfüllt, so dass nie Zweifel an meinem Beruf – oder eben besser: meiner Berufung – aufkamen.

Womit wir beim Schlusssatz wären. Bitte formuliere ihn zu Ende: «Ich als junger Arzt ...»

... wollte mein Wissen und Können mit den leidenden Mitmenschen teilen – denn teilen geht weiter als helfen.

Autor und Forscher

Herbert Aschwanden beschäftigt sich seit seiner Jugend mit Träumen und Fragen des Bewusstseins. Auf der Suche nach Antworten hat er in Afrika ethnologische Studien zu Traditionen und Riten der Schwarzen durchgeführt. Die Forschungsergebnisse sind in mehreren Büchern publiziert. Vor wenigen Monaten erschien zudem das Werk «Armut und Reichtum des Lebens: Das Spinnwebgewebe der Symbolik einer bewusstseinsanalytischen Autobiografie». Der Verkaufserlös fliesst an Waisenkinder in Simbabwe. Aschwandens dortige humanitäre Arbeit geht weiter und wird vom Schweizer Verein «Hilfe für Simbabwe» unterstützt. Für sein Engagement erhielt er 1994 den Schaffhauser Preis für Entwicklungszusammenarbeit sowie 1999 den «Merit Award» der «Zimbabwe Medical Association».

«Ich als Assistenzarzt»

In seiner Serie lässt das vsao Journal Assistenzärztinnen und -ärzte zu Wort kommen – frühere wie heutige, mit verschiedenen Biografien und aus allen Teilen der Schweiz. Die Artikel sollen ein vielschichtiges, weil persönliches Bild der Weiterbildung und beruflichen Laufbahnen zeichnen. Bereits erschienen: Dina-Maria Jakob (Nr. 5/2018), Lisa Bircher (Nr.1/2019), Jürg Schlup (Nr. 3/2019), Christoph Jans (Nr. 5/2019) und Agathe Evain (Nr. 4/2020). Sind Sie interessiert mitzumachen? Dann schreiben Sie bitte an marti@vsao.ch.